

Zeitschrift:	Jeunesse et sport : revue d'éducation physique de l'École fédérale de gymnastique et de sport Macolin
Herausgeber:	École fédérale de gymnastique et de sport Macolin
Band:	30 (1973)
Heft:	10
Rubrik:	Forschung, Training, Wettkampf : sporttheoretische Beiträge und Mitteilungen = Recherche, entraînement, compétition : complément consacré à la théorie du sport

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nach internationalem wissenschaftlichem Brauch erscheinen Publikationen in dieser 8 Seiten umfassenden Beilage in der Originalsprache und werden durch die Redaktion lediglich mit einer anderssprachigen Zusammenfassung ergänzt.

Lieber Jugend + Sport-Leser,

in der Beilage «Forschung – Training – Wettkampf» zur Mai-Nummer von Jugend + Sport haben wir drei Referate abgedruckt, die im letzten Frühjahr anlässlich einer Arbeitstagung (Sie wurde vom Arbeitskreis für Zeitfragen Biel-Magglingen und vom Arbeitskreis Kirche und Sport in der EDK durchgeführt) in Sils-Maria über Probleme des Schausportes gehalten wurden. Besonders das damit auch veröffentlichte provokative Referentenvotum dieser Tagung hätte eine angeregte und nötige Diskussion über den Stellenwert des Schausportes, über seine Gefahren, über seine Beziehung zum Spitzensport, zum Breitensport und zum Jugendsport in Gang bringen können und sollen. Wurden Sie nicht verunsichert durch die aufgestellten Thesen?

Leider haben Sie, liebe Leser, den Ihnen zugespielten Ball nicht angenommen. Keine einzige Stellungnahme hat die Redaktion erreicht! Schade! (Ich möchte nicht behaupten, dass unsere Leser «blind» seien, wie das letztthin ein TV-Reporter von den Sportzuschauern behauptet hat, aber ganz bestimmt schreiben sie nicht gern!)

Aufgegriffen wurde das zur Diskussion gestellte Thema innerhalb der Eidgenössischen Turn- und Sportschule und in zwei Zeitungen. In einem Forum haben sich Mitarbeiter der ETS ausgesprochen über das «schillernde Bild» des Sports, vor allem über Fragen des Schausportes. «Sport»-Chefredakteur Walter Lutz hat unter «Lieber Leser» im «Sport» vom 8. Juni 1973 vor allem die Aussagen von Meinhart Volkamer in Zweifel gezogen. Er hat sich dann später («Sport» vom 25. Juli 1973) auch massiv zur Wehr gesetzt gegen einen Artikel von Gunter Pilz in der Zeitschrift «Neutralität» Nr. 7/8 1973. Pilz – er ist Mitarbeiter am Forschungsinstitut der ETS – geht in seinem Aufsatz der Verantwortung der Sportpresse und der Massenmedien nach und wirft den Journalisten zumindest eine Mitschuld an den Auswüchsen des modernen Sports vor. Er stellt die Hypothese auf, dass Sport unter Umständen «Aggressionen» nicht katalysiere, sondern aufbaue oder gar provoziere. K.T. stempelt im «Bieler Tagblatt» vom 21. Juli unter der Überschrift «Eigene Nestbeschmutzung oder Trojanisches Pferd» die Verfasser des Referentenvotums zu Sportgegnern, weil sie nach seiner Meinung den Anstrengungen des NKES, des SOC und des SLL «ins Gesicht schlagen». Dazu möchte ich sagen: Wer den Sport liebt, muss die negativen Begleiterscheinungen anprangern. Es kann in keiner Art und Weise dem Sport dienlich sein, wenn «Ungereimtheiten» und Probleme des modernen Sports verschwiegen werden. Man darf, man muss darüber sprechen und schreiben – auch als «Beamter eines Bundesinstitutes».

Das «Rauschen im Blätterwald» war Anlass zu einer Radiodiskussion in der Sendung «Prisma» vom 7. August 1973. Journalisten, Mitarbeiter des Forschungsinstitutes der ETS, der Direktor der Eidgenössischen Turn- und Sportschule und der Direktor des Schweizerischen Landesverbandes für Leibesübungen führten unter der Leitung von Andreas Blum ein Gespräch über den Stellenwert des Sportes und die Verantwortung der Sportpresse. (Bereits am Ostermontag und als Wiederholung am Betttag strahlte Radio DRS eine bemerkenswerte – auch von Andreas Blum redigierte – Sendung «Sport zwischen Zirkus

Selon la coutume internationale dans les sciences, les publications de ce complément de 8 pages se font dans leur langue d'origine. La rédaction ajoute uniquement un bref résumé dans l'autre langue.

und Ideologie, Randbemerkungen zu einer fragwürdigen Entwicklung» aus.)

Einiges im Referentenvotum, wie es in der Mai-Nummer von Jugend + Sport abgedruckt war, darf in unserer Zeitschrift nicht unwidersprochen bleiben. Gunter Pilz, Jürg Schiffer, Rüdiger Schloz und Meinhart Volkamer schießen am Ziel vorbei, wenn sie den Schausport an sich in Frage stellen, und vor allem, wenn sie im letzten Abschnitt schreiben: «Wir sind der Meinung, dass es nicht zu rechtfertigen ist, den Hochleistungssport direkt oder indirekt aus öffentlichen Geldern, die damit notwendigen sozialen Investitionen abgehen, zu fördern. Der kulturelle und humane Wert einer Gesellschaft sowie ihre wirtschaftliche Leistungsfähigkeit können und dürfen nicht an den Erfolgen des Hochleistungssports gemessen werden. Dieses Bewusstsein muss deshalb in der Gesellschaft durch alle verantwortlichen Gruppen geweckt werden.

Meine Meinung:

Zuschauen und Zuhören an sich sind nichts «Schlechtes». Das gilt für die Zuhörer eines Symphoniekonzertes wie auch für die Zuschauer eines Fussballweltmeisterschaftsspiels!

Hochleistungssport und Schausport sind nicht identisch. Sicher ist vor allem der Schausport gefährdet, durch Funktionäre, Zuschauer, Politiker oder Industrie in «unsportliche» Situationen manövriert zu werden. Die Schwarz-Weiss-Malerei – entweder Gelder für Riesenstadien oder Gelder für soziale Investitionen – entspricht nicht den Tatsachen. Sicher gilt es gerade bei der Förderung des Sportes, den Leistungssport und aber auch den Breitensport, der ja eben just eine soziale Investition ist, zu entwickeln. Wo geht Sport in Leistungssport, wo in Hochleistungssport über?

Ich möchte «Gesellschaften» überhaupt nicht rangieren, nicht nach ihren kulturellen Werten, nicht nach den sportlichen Erfolgen, nicht nach ihrer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit und auch nicht nach ihren sportwissenschaftlichen Erkenntnissen. Jede Gesellschaft hat für sie typische Werte, die sich nicht mit andern vergleichen lassen. Wir müssen ja gar keine Vergleiche ziehen. (Besonders, wenn wir hinter die heutige Leistungsgesellschaft gewisse – berechtigte – Fragezeichen setzen, wie es auch die Verfasser des Referentenvotums an verschiedenen Stellen tun. Vergleichen heißt ja bewerten. Bewerten können wir aber nur Leistungen.)

Wir müssen nicht hinter den Sport oder den Hochleistungssport an sich die Fragezeichen setzen, sondern hinter seine Übertreibungen. Wir müssen als Jugend + Sport-Leiter, als Sportjournalisten, als Sportlehrer, als Sportzuschauer, als Sportfunktionäre, als Sportler oder als Sportwissenschaftler kritisch sein, aber nicht pauschal verallgemeinernd, negativ, sondern klug, differenziert und konstruktiv. Als Lehrer und Leiter im Sport – und auch als Journalisten – haben wir sogar die Aufgabe, Sportler und Zuschauer zu einer kritischen Haltung dem Sport gegenüber zu erziehen. Zum Nutzen des Sportes, nicht gegen den Sport.

Guido Schilling
(Seit Frühjahr 1973 mit der Redaktion der Beilage «Forschung – Training – Wettkampf» beauftragt)

Chers lecteurs,

Dans le complément « Recherche – Entraînement – Compétition » du numéro de mai, nous avons publié trois discours concernant le sport-spectacle prononcés lors d'une conférence de travail organisée par le groupe de travail « Kirche und Sport der Evangelischen Kirche Deutschlands » et le groupe « Zeitfragen » Bienne/Macolin à Sils Maria. Notamment les avis provocants des conférenciers parus dans le même contexte auraient pu et dû soulever une vive discussion sur la valeur du sport-spectacle, ses dangers, ses relations avec le sport d'élite, le sport de masse et de la jeunesse. Ces thèses ne vous ont-elles pas troublées?

Malheureusement, chers lecteurs, vous n'êtes pas entrés en jeu. Aucune opinion ne nous est parvenue! Dommage! (Je ne veux pas prétendre comme l'a fait récemment un reporter de la télévision que les spectateurs du sport sont « aveugles », mais une chose est certaine: ils n'aiment pas écrire!)

Ce thème mis en discussion a été repris dans le cadre de l'Ecole fédérale de gymnastique et de sport et par deux journaux. Lors d'une discussion ouverte, des collaborateurs de l'EFGS ont exprimé leur avis au sujet de « l'image chatoyante » du sport, notamment des problèmes relatifs au sport-spectacle. Le rédacteur en chef du journal « Sport », Monsieur Walter Lutz, a mis en doute surtout les propos de Meinhart Volkamer dans la rubrique « Lieber Leser » parue dans le « Sport » du 8 juin 1973. Plus tard, il s'est opposé avec véhémence (v. « Sport » du 25 juillet 1973) à un article de Gunter Pilz paru dans la revue « Neutralität » no 7/8 1973. Dans son exposé, Monsieur Pilz – collaborateur de l'Institut de recherches de l'EFGS – s'est occupé de la responsabilité que porte la presse sportive et les moyens de communication de masse et reproche aux journalistes de favoriser tout au moins les excès dans le sport moderne. Il établit l'hypothèse que, le cas échéant, le sport peut favoriser ou même provoquer des « agressions » au lieu de les catalyser. Dans son article intitulé « Eigene Nestbeschmutzung oder Trojanisches Pferd » paru dans le « Bieler Tagblatt » du 21 juillet, K. T. qualifie les conférenciers qui ont exprimé leur avis d'ennemis du sport, car ils « giflent » le CNSE, le COS et l'ANEP qui s'engagent à fond pour le sport. Je voudrais répondre à ces déclarations: celui qui aime le sport, doit dénoncer les phénomènes accessoires négatifs. On ne peut en aucun cas servir la cause du sport si l'on tait les « absurdités » et les problèmes du sport moderne. On peut et il faut en parler et écrire – également comme « employé d'un institut fédéral ».

Les bruits qui courrent ont donné lieu à une discussion dans le cadre de l'émission radiodiffusée du 7 août 1973 intitulée « Prisma ». Des journalistes, des collaborateurs de l'Institut de recherches de l'Ecole fédérale de gymnastique et de sport, le directeur de l'EFGS et le directeur de l'Association nationale d'éducation physique ont discuté, sous la direction de Andreas Blum, la valeur du sport et la responsabilité de la presse sportive. (Le lundi de Pâques déjà, la radio de la Suisse alémanique et rétho-romane a transmis une excellente émission, répétée le jour du Jeûne fédéral, sous le titre de « Sport zwischen Zirkus und Ideologie, Randbemerkungen zu einer fragwürdigen Entwicklung » – également dirigée par Andreas Blum.)

Certains points des avis exprimés par les conférenciers ne peuvent être acceptés sans discussion dans notre revue. Gunter Pilz, Jürg Schiffer, Rüdiger Schloz et Meinhart Volkamer ratent leur but, s'ils mettent en cause le sport-spectacle en soi et surtout s'ils écrivent dans le dernier alinéa: « Nous sommes de l'avis qu'il est injustifiable d'encourager directement ou indirectement le sport de haute performance par des moyens publics au détriment des investissements sociaux nécessaires. Le rang culturel et humain d'une société ainsi que son rendement économique ne peuvent et ne doivent pas être appréciés sur la base des succès obtenus dans le sport de haute performance. C'est pourquoi tous les groupes responsables doivent éveiller cette conscience dans la société. »

Mon opinion personnelle: voir et écouter ne sont en principe pas de « mauvaises choses ». Ceci vaut aussi bien pour l'auditeur d'une symphonie que pour le spectateur d'une match de football comptant pour les championnats du monde.

Le sport de haute performance et le sport-spectacle ne sont pas identiques. Certes, le sport-spectacle en particulier court le risque d'être manœuvré dans des situations « anti-sportives » par des fonctionnaires, des spectateurs, des hommes politiques et par l'industrie. La peinture « noir et blanc » – de l'argent soit pour des stades immenses soit pour des investissements sociaux – ne correspond pas aux faits. Certes, précisément dans l'encouragement du sport il s'agit de développer le sport d'élite mais également et surtout le sport de masse qui est justement un investissement social. Quand le sport devient-il sport d'élite et quand devient-il sport de haute performance?

Je ne voudrais pas classer les « sociétés », ni selon leurs valeurs culturelles, ni selon les succès sportifs, ni selon leur rendement économique et ni selon le niveau de leur recherche scientifique dans le domaine des sports. Chaque société a ses propres valeurs qui ne peuvent être comparées aux autres. Après tout, nous n'avons pas besoin de faire des comparaisons. (Notamment si nous posons certains points d'interrogation – justifiés – en rapport avec la société actuelle orientée sur la performance, comme le font d'ailleurs à plusieurs reprises également les conférenciers qui ont exprimé leur avis. Comparer signifie juger. Mais seules les performances peuvent être jugées.)

Les points d'interrogation ne doivent pas être placés en rapport avec le sport ou le sport de haute performance, mais en rapport avec ses exagérations. En tant que moniteurs Jeunesse + Sport, journalistes sportifs, maîtres de sport, spectateurs ou fonctionnaires du sport, en tant que sportif ou homme de science s'occupant du sport, nous devons être critiques, sans généraliser ni être négatifs, mais faire preuve d'un esprit sain, différencié et constructif. En tant qu'enseignants et moniteurs dans le sport – également en tant que journalistes – nous avons même le devoir d'inculquer aux sportifs et aux spectateurs une attitude critique envers le sport. Pour le bien du sport et non contre le sport.

Guido Schilling
(chargé de la rédaction du complément
« Recherche – Entraînement – Compétition »
depuis le printemps 1973)

Le médecin et le sport

Par Marceau Crespin, Directeur de l'Education physique et des Sports («Gazette Médicale de France», Tome 80, no 4 du 20 janvier 1973)

Depuis quelques décennies, le sport a pris un volume considérable. Au début du siècle il était réservé au petit monde de la fortune, aujourd'hui il atteint les dimensions d'un fait social. Imposant par l'importance numérique de ceux qui le pratiquent, il suscite l'engouement des foules et prend une place importante dans la presse, la radio et la télévision. Pour beaucoup de jeunes et de moins jeunes, l'exploit sportif est devenu un pôle d'attraction particulièrement puissant.

Il peut paraître paradoxal qu'à l'âge des transports continentaux, des vols cosmiques, du triomphe absolu de la technique, des hommes traversent, solitaires, des océans sur les esquifs, escaladent des montagnes jusque-là inaccessibles, descendent au plus profond des gouffres, livrent sur le terrain de sport des batailles toujours renouvelées avec, pour seule arme, le jugement, la détermination, l'intelligence des situations et un corps patiemment entraîné. Toutes les quatre années, les Jeux olympiques déroulent les fastes de la liturgie sportive à l'échelon du monde entier. La lutte des individus et des nations s'y livre spectaculairement jusqu'aux ultimes efforts. Réussites et drames se succèdent. Un public immense applaudit la victoire de l'homme réduit à ses seules possibilités physiques.

En fait, du sport de l'élite au sport de base, la compétition présente bien des visages. Depuis les gamins qui disputent une partie de ballon au sortir de l'école, au sportif de haute compétition qui consacre à l'entraînement l'essentiel de son temps, tous les intermédiaires existent, depuis le jeune cadre qui consacre à son sport favori tous ses dimanches matin en passant par le vieux monsieur qui trottine dans les bois en survêtement ou l'handicapé qui à travers l'enjeu sportif, redécouvre des possibilités fonctionnelles nouvelles. Tous les sports, qu'ils soient de base, d'élite, éducatifs, préventifs, curatifs, amateurs ou professionnels ont un caractère commun, à savoir, de pousser toujours plus loin les limites physiques de son propre possible, de prendre prétexte de l'affrontement avec l'autre pour prendre sa propre mesure et faire concrètement la preuve d'une permanente possibilité de progrès. En fait le sport est avant tout un renouvellement du jeu avec tout ce qu'il peut contenir de sérieux, d'agréable, d'utile ou d'inutile.

Il est hors de doute que la manière dont vit le civilisé moyen, en cette fin du XXe siècle, a contribué à faire du sport un fait social. Emmitouflé dans un monde climatisé, capitonné d'assurances, où tout est prévu et minutieusement organisé, le vieil homme rivé à son téléphone ou à la machine fait peau neuve dès que le temps de loisir le lui permet — le plein air, la nature retrouvée, le goût du risque calculé, la chasse à l'enjeu, redonnent vie et vigueur. A la complexité de la vie quotidienne, le sport oppose sa simplicité, simplicité de la règle du jeu, commune à tous, rigueur des critères, score, chronomètre ou décamètre qui sanctionnent sans appel progrès ou défaillance. Enfin si le sport n'est pas toujours gratuit puisqu'il confère, à certains de ses plus glorieux représentants, les solides avantages d'une promotion sociale enviable, il peut apporter à tous, du plus doué au plus humble le bénéfice de la «bonne forme», expression familière qui traduit un sentiment de bien être résultant d'une aisance à la fois physique et psychologique. Pour beaucoup, le sport est devenu ainsi synonyme de santé.

Le médecin entre deux malades ne pouvait faire autrement que de s'intéresser à ce encore bien portant qu'est le sportif. L'actualité du sport amène les spécialistes à s'interroger sur ses possi-

bilités bénéfiques, sur le développement de la santé, sur le rôle néfaste de la sédentarité sur l'enfant et l'adulte et le rôle possible du sport dans la prévention des maladies dites de civilisation. Mais il semble qu'à ces interrogations, le Corps médical apporte des réponses dont on ne peut que constater qu'elles sont encore quelque peu discordantes.

Pour les uns le sport est d'abord un risque, une agression qui s'ajoute à celles déjà manifestées par l'environnement, et de ce fait redoutable, particulièrement sur des sujets jeunes rendus fragiles par les lignes de moindre résistance développées par la croissance. De la prudence à l'abstention, il n'y a qu'un pas que nombre de médecins franchissent aisément et que traduisent, dans les établissements scolaires, le nombre apparemment très élevé des dispenses médicales de l'enseignement de l'éducation physique et sportive. C'est ainsi qu'on a pu dire qu'avec l'université qui garde peut-être de son ascendance scolaire une solide méfiance pour les disciplines corporelles, le Corps médical comporterait le plus d'adversaires du sport.

A l'opposé de cette manifestation de défiance, qui mériterait, à n'en pas douter, l'ouverture d'un débat, nombre de représentants du corps médical et non des moindres, ont contribué au développement de la pratique sportive en appréciant la richesse de l'apport des activités physiques dans la formation permanente du jeune et de l'adulte, en assortissant également cette pratique sportive d'indications et de contre-indications permettant d'en tirer tous les bénéfices que l'on était en droit d'attendre.

La médecine du sport est née de ce courant scientifique à la fois humaniste et réaliste; ses progrès ont été rapides, ce qui lui permet de participer à la vie quotidienne des sportifs; mais que d'ambiguités demeurent et que la position du médecin est quelquefois délicate! N'y a-t-il pas souvent une inadéquation entre le pragmatisme sportif, passionné, délibérément individualiste et la démarche médicale raisonnée, critique et dubitative qui fait qu'on ne soit jamais tout à fait un héros des mains de son médecin. Il existe aussi quelquefois des difficultés de compréhension réciproque entre le sportif qui veut pour des raisons personnelles le succès et pour cela agit avec démesure et le médecin soucieux seulement de santé qui, même dans les situations exceptionnelles, recherche la juste mesure. La coopération est active pour tout ce qui peut contribuer à l'amélioration des performances, mais la lourdeur de l'appareil médical, la longueur de certaines investigations lassent le sportif d'autant plus rapidement qu'il en comprend mal l'utilité. Il se montre même hostile à la médecine sinon à son médecin, s'il a le sentiment de jouer le rôle de cobaye. De même s'il est blessé en cours d'entraînement, il revendique toujours le traitement le plus efficace, ce qui est légitime, la guérison dans le minimum de délai, ce qui n'est pas toujours aisés. L'impatience à guérir, si la guérison se fait attendre, diffuse quelquefois hors du milieu sportif et le médecin a quelquefois des surprises à la lecture de son journal matinal.

Tout ceci n'est que transition et ne représente qu'une évolution nécessaire qui doit permettre au sport de répondre de façon toujours plus opportune aux nécessités de la santé et à la médecine d'être toujours plus attentive à toutes les réalités de la vie sportive. C'est au prix de cet effort réciproque que l'un et l'autre pourront remplir pleinement leur rôle.

Transfer in sportbezogenen Lernprozessen

Zusammenfassung der Ergebnisse des wissenschaftlichen Symposiums der FIEP (Fédération Internationale d'Education Physique) «On Transfer and Motor Learning» vom 5./6. Juli 1973 in Brüssel (Leitung des Symposiums J. Wartenweiler, Zürich und M. Hebbelinck, Brüssel)

von Wolfgang Weiss

Es hat sicher Mut gebraucht, ein so spezielles Thema auf das Tagesprogramm der FIEP zu setzen. Der Mut hat sich gelohnt. In den zwei Tagen ist es gelungen, das bisherige Wissen zum Thema Transfer zu skizzieren und in der Diskussion zumindest die Richtung der Weiterarbeit anzudeuten. Wer Rezepte für die Praxis erwartet hat, ist sicher enttäuscht worden. Der theoretisch interessierte Praktiker hat aber doch Informationen erhalten, die sein praktisches Handeln realistischer machen können und bequeme Vorurteile zugunsten von unbequemen aber fruchtbaren Denkansätzen beseitigen. In diesem anregenden Sinne mag die nachfolgende – sehr vereinfachende Darstellung der behandelten Thematik aufgenommen werden.

Es ist oft schwer Lernen und Transfer zu unterscheiden:

- *Lernen*: Neues erwerben,
- *transferieren* (übertragen): Gelerntes unter neuen Umständen anwenden.

Dass es Transfer gibt, darüber besteht eigentlich kein Zweifel: jede Variante Anwendung einer Fähigkeit beruht auf Transfer. Die Frage ist vielmehr, im Einzelfall zu wissen:

- *was* wird transferiert?
- unter welchen *Bedingungen* geschieht Transfer?

Damit diese Frage beantwortet werden kann, braucht es *Modelle*. Dies war auch eine der Streitfragen dieser Tagung: welches sind gedankliche Modelle, die es gestatten, Transfer fassbar zu machen?

Grundlage bilden die Modelle der Lernpsychologie. Aber gerade hier liegt scheinbar das noch ungelöste Problem: die lernpsychologischen Modelle rechnen noch zu wenig mit dem Phänomen des Transfer. Damit findet der Transfer keine Grundlagen, in die er «eingepasst» werden kann. Dieses Dilemma wirkt sich auf die Forschung aus: es ist bisher kaum gelungen, Lernvorgänge und Transfervorgänge in empirischen Untersuchungen sicher auseinanderzuhalten. Auch hier steht die wissenschaftliche Arbeit erst ganz am Anfang.

Folgendes Beispiel aus der Praxis soll ohne jeden Anspruch auf wissenschaftliche Vollständigkeit die Problematik zeigen:

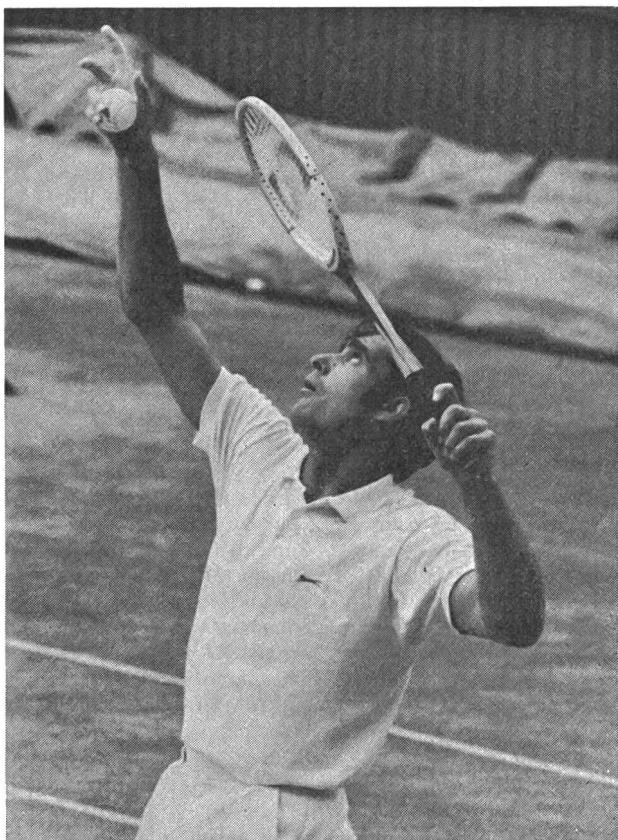
Es wird zuerst erlernt: Badminton. Es wird nachher erlernt: Tennis. Es entstehen dabei erwünschte und unerwünschte Transfer-Erscheinungen. Tennis muss nicht mehr «ganz» neu erlernt werden:

- einiges ist schon «da» und kann angewendet werden (zum Beispiel Gegenstand mit Schläger treffen)
- einiges ist aber ebenfalls «da» (weil es mit anderen transferierten Elementen verknüpft ist und darum «mitkommt») und sollte *nicht* angewendet werden (zum Beispiel Schlag aus dem Handgelenk)

- einiges ist vollständig neu und muss neu erlernt werden (zum Beispiel Service)

Badminton erlernt →	Tennis erwünschter Transfer	uner- wünschter Transfer	neu lernen
Gegenstand treffen mit Schläger			
– Treffen mit Schläger fläche	X		
– Treffen mit Vorhand und Backhand	X		
– Einstel- lung auf Federball		X andere Zeitver- hältnisse beim Ten- nisball	
– Schlag aus dem Hand- gelenk		X schwererer Schläger: Aushol- und Schlagbe- wegung mit dem Arm	
– Laufen zum Ball	X		
– (Volley- schläge)			
usw.			X treffen von Bällen, die vom Boden auf- springen
Spiel über ein Netz in ein Feld			
– Dosierung der Schläge	X		
– Einstel- lung auf Verhalten des Gegners	X		
usw.			

Bei einem vollständigen Katalog wäre als Schlussfolgerung zu überprüfen, ob erwünschte oder unerwünschte Transfervorgänge überwiegen und ob die Reihenfolge der Lernvorgänge darum günstig oder ungünstig ist.



Zu beachten ist dabei noch folgendes:

Je eingebüter der zuerst erlernte Bewegungsablauf ist, um so schwerer ist der *Anpassungsvorgang* in der Transfersituation durchzuführen. Als Extremfall bilden «Automatismen eigentliche Trichter» in die alle Versuche, verwandte Bewegungsabläufe durchzuführen, «zurückrutschen» (zum Beispiel Umlernen von «fixierten» Bewegungsabläufen in der Skitechnik! oder ein «fixierter» Griff im Tennis).

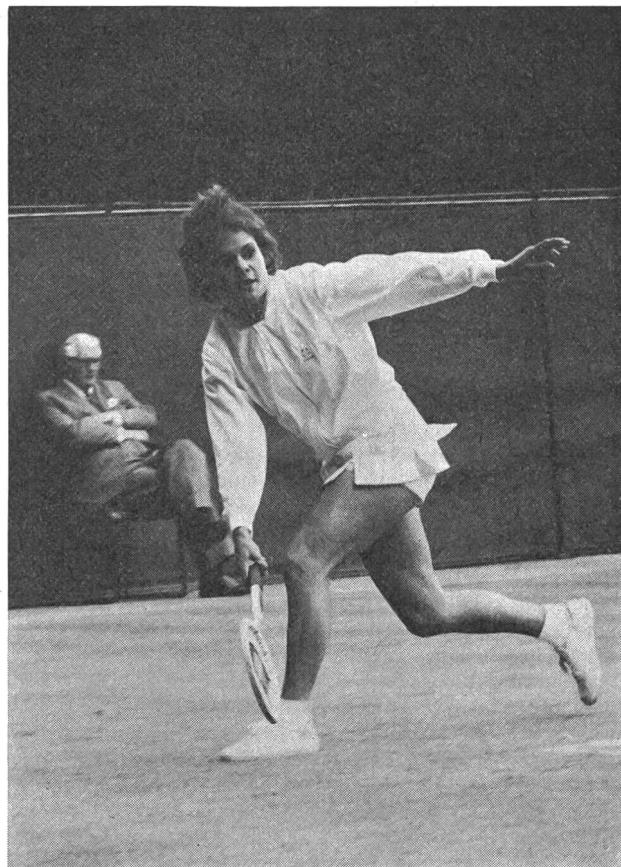
Es könnte sich daraus eine didaktische Forderung ableiten lassen:

Wenn im Sportunterricht (vor allem im Kindesalter) nicht nur einige Handlungsabläufe erlernt werden sollen, sondern Vor-

aussetzungen geschaffen werden sollen, immer wieder Neues rasch zu lernen, so muss der *Vielseitigkeit* und *Variierbarkeit* der erlernten Bewegungsabläufe höchste Bedeutung geschenkt werden.

Unser methodisches – und pädagogisches – Denken beruht weitgehend auf der wunschgeleiteten Annahme, dass der erwünschte Transfer mit Sicherheit erfolgt, unerwünschte «Begleiterscheinungen» aber einfach «vergessen» werden können. Transferstudien könnten hier viele Vorurteile beseitigen und zu realistischerem, einsichtigerem und fruchtbarerem Handeln in Unterricht und Erziehung führen.

Teilnehmer aus der Schweiz: E. Burger, Universität Basel; K. Egger, Universität Zürich; J.C. Leuba, ETS Magglingen; J. Wartenweiler, ETH Zürich; W. Weiss, ETS Magglingen.



Aggressionsforschung am Scheideweg

Bericht und kritische Nachlese zur internationalen Konferenz über «Determinanten und Ursprünge aggressiven Verhaltens» vom 1. bis 6. Juli 1973 in Monte-Carlo.

Von Gunter Pilz

Anfang Juli trafen sich in Monte-Carlo 100 Wissenschaftler, um über Ursprünge und Determinanten aggressiven Verhaltens zu referieren und diskutieren, und neue Akzente für zukünftige Forschungen zu setzen. Die Konferenz sollte neue, insbesondere interdisziplinäre Impulse für zukünftige Forschungsprojekte geben, sie sollte Führer und Stimulierung für die Aggressionsforscher im nächsten Jahrzehnt sein. Dies war wahrlich kein geringes Ziel, doch die Chancen standen gut.

Wohl kaum eine Konferenz vorher konnte so viele namhafte Forscher auf dem Gebiet der Aggressionsforschung und eine solch interdisziplinäre Zusammensetzung aufweisen. Vertreter aller wissenschaftlichen Disziplinen, die sich mit Aggression beschäftigen, waren anwesend. Psychologen, Physiologen, Biologen, Soziologen, Anthropologen, Ethologen, Kriminologen, Pharmakologen, Pädagogen und Politologen beleuchteten das Phänomen Aggression aus ihrer Sicht. Dabei wurde einmal mehr deutlich, dass Aggression ein multikausales Phänomen ist, das – umfassend – nur interdisziplinär erforscht werden kann.

Gleich zu Beginn der Konferenz wies der englische Biologe Robert Hinde in seinem eindrucksvollen Referat darauf hin, dass dem Phänomen Aggression nur mit einem pluralistischen Konzept beizukommen sei. Er warnte davor, Tierversuche überzubewerten und forderte die Forscher auf, Ergebnisse aus Tierversuchen auf ihre begrenzten Aussagen hin zu bestimmen, wobei er verallgemeinernde Übertragungen auf menschliches Verhalten als unzulässig bezeichnete. Einzig und allein einige Formen aggressiven Verhaltens bei Tieren könnten mit menschlichen Aggressionen, und zwar der Kinder, verglichen werden.

Besonders die Instinkttheorie von Lorenz verwarf Hinde, da sie Aggression nur monokausal erklären will und einige ihrer Postulate nicht bewiesen seien. So plädierte er für eine pluralistische Aggressionstheorie, und betonte die Notwendigkeit interdisziplinärer Zusammenarbeit.

Im darauffolgenden Referat versuchte der Verhaltensforscher Eibl-Eibesfeldt die Instinkttheorie zu verteidigen, wenngleich er zugestand, dass es keinen Beweis dafür gebe, dass Menschen einen angeborenen Aggressionstrieb hätten. Besonders hart wurde Eibl-Eibesfeldt wegen der Einführung des Begriffes «spielerische Aggression» attackiert. So wurde gefragt, ob spielerische Aggression nicht nur eine Art spielerischer oder friedlicher Interaktion sei, und man stritt sich darüber, ob das von Eibl-Eibesfeldt bei den Buschmännern beobachtete Verhalten wirklich aggressiv gewesen sei.

Hier zeigte sich bereits die Problematik der Verhaltensbeobachtung, dass nämlich das, was man als aggressiv bezeichnet, einer gewissen Willkür des Forschers unterliegt. Der amerikanische Psychologe Kagan formulierte dies so: «Jeder sagt, er spreche von Aggression und meint, dass seine Zuhörer wissen, wovon er spricht, aber sie wissen es eben nicht.» So machte sich vor allen Dingen in den Diskussionen immer wieder negativ bemerkbar, dass es bis heute noch nicht gelungen ist, eine allgemein gültige Definition dessen zu finden, was wir unter Aggression verstehen wollen. Immer wieder tauchte die Streitfrage auf, ob das, was der jeweilige Referent meine, auch wirklich Aggression sei. Da man jedoch peinlich darauf bedacht

schien, Diskussionen zu dieser Problematik zu unterbinden, werden wir uns auch in Zukunft mit unzähligen Aggressionsdefinitionen auseinanderzusetzen haben. Dies erschwert nicht nur Vergleiche und Überprüfungen der verschiedenen Untersuchungen, sondern interdisziplinäre Ansätze drohen damit bereits an der Frage der Definition des Begriffes Aggression zu scheitern. Außerdem wurde somit die Frage, ob Aggression etwas grundsätzlich Negatives sei, oder ob ihr auch positive Aspekte eigen seien, ignoriert, da man stillschweigend Aggression stets mit Destruktion gleichsetzte. Dies ist umso bedauerlicher, als gerade deutschsprachige Aggressionsforscher vermehrt auf die konstruktiven Aspekte der Aggression aufmerksam machen, und sich von hieraus neue und wertvolle Aspekte für die Aggressionsforschung und Aggressionspädagogik ergeben könnten.

Was mit dem Referat von Robert Hinde so verheissungsvoll begann, wurde spätestens nach dem Vortrag von Jerome Kagan zunicht gemacht. Kagan forderte, dass Aggression stets im sozialen Kontext, in dem sie stattfinde, gesehen werden müsse, und unterband Äußerungen über mögliche biologische und physiologische Determinanten und Ursprünge aggressiven Verhaltens mit der lapidaren Bemerkung: «Für mich ist Aggression sozial gelernt und damit Schluss.» Für den weiteren Verlauf der Konferenz ergab sich damit eine extreme Polarisierung mit Biologen, Physiologen, Verhaltensforschern usw. auf der einen Seite und den Soziologen, Psychologen, Pädagogen usw. auf der andern Seite.

In der Diskussion über das Referat des amerikanischen Aggressionsforschers Leonard Berkowitz prallten die Gegensätze besonders hart aufeinander. Zunächst entzündete sich ein Streit über die moralische und ethische Zulässigkeit der Untersuchungsmethoden von Berkowitz und vielen anderen Aggressionsforschern, die mit der sogenannten Aggressionsmaschine (das ist ein Gerät, mit dem Versuchspersonen einer anderen Person, die angeblich in einem anderen Raum sitzt, Stromstöße bis zu 400 Volt geben können, wobei die Annahme gilt: je höher die Stromstärke, desto aggressiver die Versuchsperson) arbeiten. Mit dieser Untersuchungsmethode konnte Berkowitz zum Beispiel nachweisen, dass Versuchspersonen, die vorher einen Film von einem Boxkampf gesehen haben, signifikant grössere Stromstärken austeilten und somit signifikant aggressiver waren, als Versuchspersonen, die einen neutralen Film gesehen hatten. Damit scheint sich zu bestätigen, dass das Ansehen von kampfbetonten Sportarten keine kathartische Wirkung hat, sondern im Gegenteil die Aggressionsbereitschaft erhöht. Vor allem von den Biologen und Physiologen wurde aber der Vorwurf laut, dass sie selbst zwar strengsten Vorschriften unterworfen seien, wenn sie Experimente mit Tieren unternehmen wollten, Experimente mit Menschen aber offensichtlich nur dem Gewissen des Forschers unterworfen seien. Entsprechend wurden – vor allem von englischer Seite – Experimente mit der Aggressionsmaschine als ethisch und moralisch nicht vertretbar abgelehnt. Dies vor allem deshalb, weil den Versuchspersonen gesagt werde, diese Art von Aggression sei erlaubt und somit die Gefahr bestehe, dass die Versuchsperson annehme, aggressives Verhalten sei ein sozial erwünschbares Ziel. Berkowitz rechtfertigte diese Experimente damit, dass durch sie innerhalb von zwanzig Jahren grössere Fortschritte in der Psychologie gemacht worden seien als mit anderen Untersuchungen in den letzten hundert Jahren.

Im Laufe der weiteren Diskussion warfen die Wissenschaftler der verschiedensten Lager sich gegenseitig vor, dass ihre Untersuchungen und Experimente nichts wert seien und keine wesentlichen Erkenntnisse brächten. Es gipfelte letztlich in der Frage, welchen Gewinn psychologische Untersuchungen überhaupt hätten. Das Ergebnis war, dass an der Sitzung des darauffolgenden Tages, wo Referate der Physiologen, Biologen, Neuro- und Psychophysiologen sowie Medizinern auf den Tagesordnungen standen, nur 25 Personen anwesend waren, wobei vor allem die Psychologen durch Abwesenheit glänzten. Man verschanzte sich also hinter der eigenen wissenschaftlichen Position.

In seinem sehr eindrucksvollen Referat konnte Leonard D. Eron die Vorwürfe entkräften, Experimente mit der Aggressionsmaschine hätten keinen praktischen Wert, da sie nur eine Ein-Weg-Kommunikation erlaubten, das heißt die Versuchsperson keine Vergeltung zu befürchten habe, es aber im sozialen Kontext von besonderer Bedeutung sei, ob ein Individuum für sein aggressives Verhalten eine Vergeltung erwartet oder nicht. In seinen Untersuchungen konnte Eron nachweisen, dass zwar niedrig aggressive Versuchspersonen nur dann Stromstöße gaben, wenn Vergeltung unmöglich war, dass es aber bei hochaggressiven Versuchspersonen keinen signifikanten Unterschied zwischen den abgegebenen Stromstößen gab, ganz gleich, ob Vergeltung möglich war oder nicht. Furcht vor aggressivem Verhalten, wenn dieses Verhalten bestraft wird, zeigten also nur die niedrig aggressiven Versuchspersonen.

In einer Studie, die sich über zehn Jahre hinwegzog, konnte Eron außerdem zeigen, dass aggressives Verhalten relativ stabil ist, das heißt, aggressive männliche Versuchspersonen wurden etwas aggressiver, weibliche aggressive Versuchspersonen dagegen etwas weniger aggressiv. Außerdem hatten hochaggressive Mädchen signifikant mehr maskuline Charakteristika als niedrig aggressive Mädchen. Geschlechtsunterschiede im aggressiven Verhalten sind also kulturell bestimmt.

Was die Methodologie der Aggressionsforschung anbelangt, so wurde in den Referaten als auch in den Diskussionen immer wieder deutlich, dass wir bis heute über noch kein wirklich valides Instrumentarium verfügen, um Aggressivität exakt messen und bestimmen zu können.

Während sich die Amerikaner mit Vorliebe der Aggressionsmaschine, der Verhaltensbeobachtung und Interviews zur Messung und Bestimmung von Aggressivität bedienen, scheint man sich in Europa mehr auf projektive Testverfahren zu konzentrieren. So stellte auch der Saarbrücker Psychologe Kornadt in seinem Referat «Toward a motivation theory of aggression and aggression inhibition – some considerations about an aggression motive and their application to TAT and catarsis», basierend auf einer Motivationstheorie der Aggression und Aggressionshemmung, einen neuen Aggressionstest vor, das heißt einen Aggressions-TAT, der sich nach den bisherigen Untersuchungen als ein äußerst valides Instrument zur Messung von Aggressivität zu erweisen scheint.

Kornadt und Mitarbeiter entwickelten einen Satz von Bildern für männliche Jugendliche und ein Skalensystem für Aggression und Aggressionshemmung. Nach einer Reihe von Pre-Tests wurden sechs Bilder mit aggressivem Inhalt ausgewählt, und zwar zwei mit niedrigem, zwei mit mittlerem und zwei mit

hohem aggressivem Inhalt. Außerdem wurden noch zwei Bilder mit neutralem Inhalt hinzugefügt.

Es wird sich, wenn der Test weiteren Untersuchungen unterzogen worden ist, erweisen, inwieweit wir hier ein wirklich valides Instrument zur Messung von Aggression und Aggressionshemmung besitzen. Jedenfalls scheint dieser Test eine Bereicherung der Aggressionsmethodologie zu sein.

Interessant war übrigens, dass nahezu alle der bekannten Aggressionsforscher aus dem angelsächsischen Bereich anwesend waren, während – außer Eibl-Eibesfeldt, und mit ihm gerade der umstrittenste – keiner der bekannten deutschsprachigen Aggressionsforscher an dieser Konferenz teilnahm. So fehlten unter anderem Selg, Schmidt-Mummendey, Dann, Mitscherlich, Hacker, Werbik, Ammon, usw.

Welche Erkenntnisse brachte nun diese Konferenz? Zunächst, dass zu viele Referate (46, davon allein 11 über 60minütige) gehalten wurden, und die Zeit für Diskussionen somit viel zu kurz bemessen war. Außerdem gefiel sich ein Grossteil der Referenten darin, in ihren Referaten ihre bisherigen Veröffentlichungen zu zitieren, also nichts wesentlich Neues zu bieten. Daneben gab es allerdings auch eine Reihe interessanter und wertvoller Beiträge, und die Möglichkeit zu informellen Gesprächen am Rande der Konferenz entschädigte für gewisse Enttäuschungen.

Dennoch – und dies gibt zu denken – das gesteckte Ziel, Anstoß für interdisziplinäre Forschungen zu geben, einen Schritt näher einer so dringend erforderlichen pluralistischen Aggressionstheorie zu kommen, in die sich die bisherigen Theorien einbauen lassen, und somit dem Phänomen der Aggression in seiner ganzen Breite gerecht zu werden, dieses Ziel konnte nicht erreicht werden. Es mangelte am Willen, interdisziplinär zusammenzuarbeiten, von der eigenen, extremen Position abzugehen. Man verbarrikadierte sich hinter der eigenen wissenschaftlichen Position, und war nicht bereit, auch nur einen Zoll davon preis zu geben. So bleibt das ungute Gefühl, dass auch in Zukunft die Zahl der Veröffentlichungen über Aggression stetig steigen, unser Wissen über das Phänomen der Aggression aber kaum in diesem Masse ansteigen wird, da monokausale Erklärungsansätze von vorneherein unser Wissen um das Phänomen der Aggression über Gebühren eingehen. Nur durch eine pluralistische Theorie – und dies wurde auch in Monte-Carlo deutlich – kann es gelingen, die Resultate der Verhaltensforscher, Sozialpsychologen, Psychoanalytiker, Biologen usw. widerspruchsfrei zu vereinigen, ohne ein Yota gesicherter Erkenntnis preis zu geben, und nur auf ihr kann ein Versuch beruhen, jenen Aggressionen Herr zu werden, mit denen sich Erzieher und Psychiater, Kriminologen und Politologen auseinanderzusetzen haben. Dies erfordert aber auch die Bereitschaft aller, von ungesicherten Behauptungen abzugehen, den Anspruch, den alleinigen Erklärungsansatz gefunden zu haben, aufzugeben und interdisziplinär zusammenzuarbeiten.

Die Aggressionsforschung steht am Scheideweg, sie hat die Wahl, tiefer in die Sackgasse der Monokausalität zu geraten, oder einen Schritt nach vorne, durch interdisziplinäre Zusammenarbeit, in die Plurikausalität zu machen. In Monte-Carlo scheint sich der Grossteil der Teilnehmer für die Monokausalität entschieden zu haben, die Zukunft wird es zeigen müssen, ob sich ein Wandel vollzieht.

Zusammenfassung

Hundert Wissenschaftler trafen sich in Monte-Carlo, um über die Ursprünge und Determinanten aggressiven Verhaltens zu referieren und diskutieren und um neue – vor allem interdisziplinäre – Akzente für zukünftige Forschungen zu setzen.

Ein kurzer Überblick über die wichtigsten Referate und Diskussionen zeigt, dass das hochgesteckte Ziel nicht erreicht werden konnte. Statt einer interdisziplinären Annäherung fand eine Polarisierung in zwei extreme Gruppen statt: auf der einen Seite waren die Biologen, Physiologen und Ethologen usw., auf der anderen Seite die Psychologen, Soziologen, Politologen usw.

Obwohl, durch die Vielfalt der Referate, die Notwendigkeit einer pluralistischen Aggressionstheorie und somit einer interdisziplinären Zusammenarbeit aufgezeigt wurde, waren die Vertreter der einzelnen Disziplinen nicht bereit, den Anspruch, den alleinigen Erklärungsansatz gefunden zu haben, aufzugeben.

Die Zukunft wird zeigen müssen, ob die Aggressionsforschung tiefer in die Sackgasse der Monokausalität gerät, oder ob es gelingt, ein pluralistisches, interdisziplinäres Aggressionskonzept zu akzeptieren.

Résumé

Cent hommes de science se sont rencontrés à Monte-Carlo pour rapporter et discuter sur les origines et les déterminants de l'attitude agressive et pour poser de nouveaux accents – notamment interdisciplinaires – en vue des futurs travaux dans ce domaine.

Un bref aperçu des exposés et discussions les plus importants montre que les buts très élevés n'ont pas pu être atteints. Au lieu d'arriver à un rapprochement interdisciplinaire, on a obtenu une polarisation en deux groupes extrêmes: d'un côté les biologistes, les physiologues et les éthologues etc. et de l'autre les psychologues, les sociologues, les politologues etc.

Bien que la variété des discours ait montré la nécessité d'une théorie pluraliste de l'agression, soit une collaboration interdisciplinaire, les représentants des différentes disciplines ne sont pas disposés à renoncer à leur prétention d'avoir trouvé la seule base d'explication.

L'avenir devra montrer si la recherche sur l'agression s'enfoncera encore davantage dans l'impasse de la monocalusalité, ou si l'on réussira à adopter un concept pluraliste et interdisciplinaire de l'agression.

MITTEILUNGEN

aus dem Forschungsinstitut
der Eidgenössischen Turn- und Sportschule

INFORMATIONS

de l'Institut de recherches
de l'Ecole fédérale de gymnastique et de sport

Bericht des 13. Magglinger Symposiums (1972)

Verschiedentlich wurden wir angefragt, wann der Bericht des Symposiums «Sportpsychologie – wofür?» erscheinen werde. Die Drucklegung hat sich etwas verzögert, doch hoffen wir, Ihnen das Buch noch in diesem Jahr ausliefern zu können.

Compte rendu du 13e Symposium de Macolin (1972)

A plusieurs reprises on nous a demandé le compte rendu «Psychologie sportive – pourquoi?» L'impression de ce compte rendu s'est retardée un peu, mais nous espérons pouvoir vous fournir ce livre encore cette année.